

Das Selterfräulein

Autor(en): **Dilling, Lars**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **10 (1906)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573168>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Stopf schmeigte. Sie zog ihre Ringe nicht mehr an und band keinen Schleier um, wenn sie ausging. Sie hatte jetzt keine Zeit dazu. Sie mußte nach ihrer linken Seite fühlen, wie der Schmerz da wuchs, sie mußte nach dem Briefboten hören und zählen, ob sie sich nicht verrechnet hatte.

Als der Bote zum hundertsten Male kam seit jener Nacht, brachte er einen Brief vom Vater, den Mia nicht lesen durfte. Hed nahm sie nur heftig am Arm, blickte sie mit wilden Augen an und sagte: „Er ist grausam! Mein Vater ist grausam! Das ist Carlo nicht, was mein Vater schreibt! Ich habe ihn gekannt, ich habe ihn geliebt, ich weiß, wie er ist. Ich weiß, daß es ihn schmerzt, wenn Vater ihm sein Wort zurückgibt. O Gott, vielleicht ist er krank!“

Um diese Zeit schrieb das Oberhaupt an Professor Schwarz, daß Fräulein Hedwig seit den Sommerferien ungewöhnlich bleich und mager aussehe und fast nicht zum Essen zu bringen sei und daß es vielleicht wünschbar wäre, den Arzt zu konsultieren.

Zwei Tage darauf erschien der Professor selbst und holte seine Tochter zu einer „kleinen Vergnügungstour nach Paris“ ab.

* * *

Erst nach den Herbstferien sahen sich Hed und Mia wieder. Es war ein rechter Herbstregentag, wo alles tropfte, die Bäume, die Schirme, die Dächer, die Hunde auf der Straße und die Telegraphendrähte.

Ueber den nassen schimmernden Kies segelte Mia im unförmlichen Regenmantel und in den Gummischuhen, die ihr zu groß

waren, auf die Tür des Pensionats zu. Da gewahrte sie hinter der Glasscheibe Heds Gesicht. So schnell es in den Gummischuhen ging, steuerte sie auf das Portal los. Sie riß die schwere Tür auf, die sie als Kind nie hatte öffnen können, und stand bei Hed und gab ihr die Hand. Einen Augenblick sagten sie nichts, und dann: „Bist du schon lange da? Mit welchem Zug kamst du denn? Das ist eine Mäße!“

Erst später fragte Mia: „Wie war's denn in Paris?“ Und Hed: „Trüb. Es regnete immer, und wenn es nicht regnete, so war's doch grau.“ — „Aber du warst in den Theatern?“ — „O ja.“ — „War das nicht schön?“ — „O doch, schon.“ — „Aber im ganzen gefiel dir's nicht?“ — „O nein.“

Sie standen in ihrem gemeinsamen Zimmer und sahen in den reichen rauschenden Regen hinaus.

„Weißt du,“ sagte Hed, „er konnte ja nicht anders! Wenn seine Eltern ihn enterben wollten, so konnten wir aus dem Meinen und seinem Einkommen nicht so leben, wie es für ihn standesgemäß war.“

Mia wollte rasch etwas erwidern; aber sie schloß den Mund, als sie Hed ins Gesicht sah.

Diese folgte mit den großen Augen einem Wassertropfen, der über ein gelbes Blatt des freundlichen Apfelbaumes herunterrannte, einen Augenblick an seiner Spitze schwebte, dann auf einen Grashalm fiel, an diesem hinunterfloß und drauf verschwand. Hätte den Tropfen nicht die Schwere zur Erde gerissen, er wäre im Licht geblieben, nur, um den Glanz jener Augen in jenem Augenblick zu spiegeln.

Von drunten erscholl eine Glocke. „Komm,“ sagte Mia und faßte Hed an der Hand; „komm, es läutet zur Arbeit!“

Das Selterfräulein.

Nachdruck verboten.

Humoreske von Lars Dilling, überfetzt von Wilhelm Thal, Berlin.

I.

Wie gehören zu den Sehenswürdigkeiten von Kopenhagen, die kleinen Eispavillons. Auswendig sind sie gelb und inwendig hochrot mit einer Blumenwase auf jeder Seite und einer Mansfelle in der Mitte, einer reizenden kleinen Westalin, die gegen ein Eskar von vierzig Kronen monatlich und freies Selterwasser mit Himbeer sich verpflichtet hat, in der Sommerzeit einen tugendhaften Lebenswandel zu führen und Kopenhagens durftigen Seelen Eiszwasser zu verschänken.

Es war ein heißer Tag.

Die Julisonne beleckt mit ihrer Feuerzunge die Häuserwände, während ein glühender Wind einem unglücklichen Handelsbessenen, der sich in die menschenleere Stadt verirrt hat, oder einem Stüdermädchen, das sich noch fauler als gewöhnlich vorwärtschleppt und mit seinem müden Blick nach einem verliebten Jäger ausspäht, den Staub in die Augen treibt. Aber selbst die Jäger haben die Stadt verlassen. Sie liegen auf dem Grerzierplatz, um zu lernen, wie es im Kriege zugeht.

In der Nähe eines der erwähnten Pavillons saß ein junger Mann im Schatten einiger Bäume auf einer Bank.

Sein eleganter Anzug, sein Seidenhut, sein dünner Spazierstock und dito Knebelbart, alles deutete darauf hin, daß es zu einem der Glücklichen oder Unglücklichen gehörte, die an gewissen Tagen auf der strengen Wage der Wissenschaft gewogen werden, um unter die Zahl der Minerva-Söhne aufgenommen zu werden, im Falle sie dazu nicht zu leicht befunden wurden.

Seine Züge hatten den träumerischen Ausdruck und sein Gesicht das schlaife Gepräge, das man bei jungen Männern findet, die an unglücklicher Liebe oder an Zahnschmerzen leiden. Jetzt sah es indessen aus, als hätte er einen großen Entschluß gefaßt. Er erhob sich und ging mit festen Schritten zum Pavillon.

„Ich möchte gern . . .“ stammelte er.

„Ein Glas Champagnerlimonade haben,“ ergänzte die Eis-mansfelle lächelnd.

„Mein, ich danke; ich habe heute schon fünf getrunken.“

„Was wünschen Sie denn?“

„Fräulein, betrachten Sie mein Gesicht, lesen Sie in meinen Augen und versuchen Sie, es zu erraten!“

„Ich hätte es schon längst erraten sollen,“ sagte sie und

nahm ein Glas. „Sie wollen ein Glas Selter haben; Sie haben gewiß gestern gebummelt!“

„Sie spotten meiner nur. Nun gut, geben Sie mir ein Glas Eiszwasser; ich kann ein bißchen kaltes Wasser im Blut wohl vertragen . . .“

Darauf leerte er das Glas und ging auf seinen Platz zurück, wo er mit gebeugtem Haupt in tiefe Gedanken versunken dalag.

Plötzlich fühlte er einen Schlag auf der Schulter und sah auf. Ein junger Student mit schönem, aufgewecktem Gesicht stand neben ihm.

„Bist du's, Better Karl?“

„Ja, zu Diensten, teurer Cousin! Aber Gott bewahre mich, wie siehst du aus! Du hast wohl gestern zuviel getrunken, Albert?“

„Ja, sieben Glas Champagnerbrause, fünf Selter mit und vier ohne Himbeer und drei Glas Eiszwasser!“ sagte Albert mit schwermütigem Lächeln.

„Unglücklicher, du kannst dir ja die Cholera an den Hals trinken!“

„Ich will gar nichts; ich will sterben.“

„Damit solltest du warten, bis du dein Examen gemacht hast. Du leidest vermutlich an unglücklicher Liebe; denn da will man immer sterben.“

„Du hast richtig geraten!“

„Und deine Flamme?“

„Steht hier im Pavillon. Ist sie nicht reizend? Ihr Haar ist gelb und schimmernd wie Topasen, ihre Augen blau wie Saphir . . .“

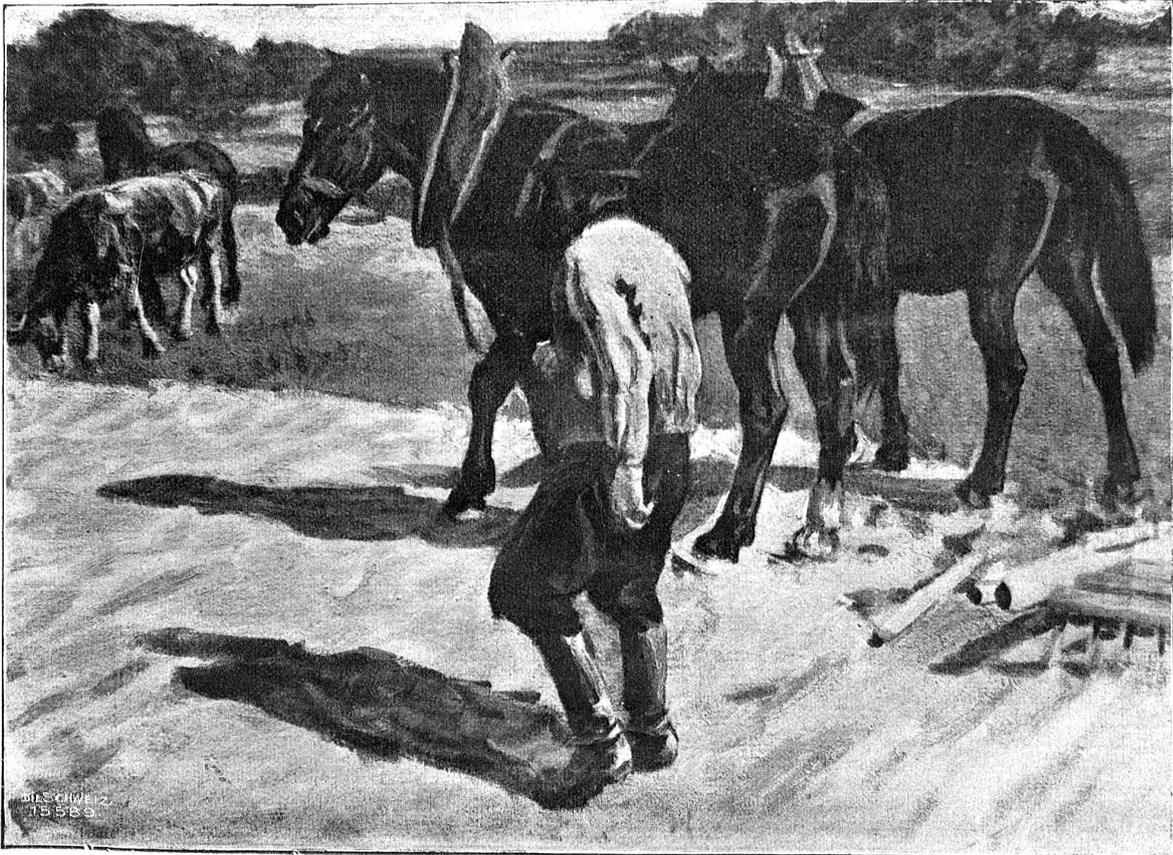
„Ihre Nasenpitze ist rot wie der Rubin, und ihre Hände sind violett wie Amethyste,“ fuhr Karl pathetisch fort. „Du solltest sie in Gold fassen; dann nimmt sie sich bei Licht sehr gut aus.“

„Heberall stoße ich auf Spott. Auch sie lacht über meine Liebe.“

„Das ist nur Verliebtheit, mein Freund! Das ist eine Kinderkrankheit. Ich habe sie in jungen Tagen auch gehabt.“

„Herrgott, du bist doch nicht so alt, du bist doch erst vor zwei Jahren Student geworden!“

„Das ist gleich, ich kenne die Krankheit doch. Ich schwärmte



Bauer beim Eggen. Nach dem Gemälde von Adolf Thomann, Zürich-München.

für eine Zigarrenverkäuferin fast acht Tage und dachte stark daran, mich im Schloßteich zu ertränken; aber es ging vorüber, sobald ich das schriftliche Examen gemacht hatte."

"Wenn mein Zustand andauert, bringe ich in diesem Jahr kein Examen zustande," sagte Albert düster. "Ich bin zum Arbeiten ganz untauglich. Ich tue nichts weiter, als von ihr träumen und Limonade trinken. Der Sache muß ein Ende gemacht werden!"

"Was willst du denn tun?"

"Ich will sie um ihre Hand bitten, und wenn sie mir ihr Ja gibt, nehme ich sie mit zu Tante Dora auf Besuch."

"Einen freundlichen Empfang kann ich euch versprechen."

"Ich werde Tante bitten, sie ins Haus zu nehmen. Ich will nicht, daß meine Braut hier für all' und jeden zur gefälligen Betrachtung ausgestellt bleibt!"

"Und Tante wird euch beide zum Hause hinausjagen."

"Dann miete ich ein Logis für sie, habe ja meine Zinsen."

"Ja, hundert Kronen monatlich! Da können zwei Personen fett werden! In solchen Falle ist es das Beste, ihr verheiratet euch gleich und mietet ein Zimmer mit Küche. Nein, mein Freund, laß uns mal ein bißchen vernünftig reden!"

"Ich kann nicht vernünftig reden. Ich bin toll, liebestoll!"

Er verbarg das Haupt in den Händen.

Der Vetter schlug ihm auf die Schulter.

"Albert!"

"Laß mich!"

"Komm' doch ein bißchen mit!"

"Verlaß mich! Laß mich in Ruhe!"

Karl schlenkerte die Straße hinunter.

"Armer Kerl!" dachte er. "Seine Verliebtheit ist doch ernster, als ich glaubte. Ich muß zu Tante Dora. Wir beide sind seine einzigen Verwandten, und es ist unsere Pflicht, Familienrat zu halten."

Darauf steuerte er zu Tante Doras jungfräulicher Wohnung.

II.

Fräulein Dora Ahnstedt wohnte im Damenstift und war, wie sie selbst sagte, ein einsames Weib, das keine andere Freude auf dieser Welt hatte als den Hund Bobby und keine andere Sorge als die beiden Neffen Karl und Albert.

Das Fräulein saß auf dem Sopha mit Bobby auf dem Schoß, als Karl eintrat. Der Hund lief ihm knurrend entgegen. Nachdem er Bobby mit einem Fußtritt und die Tante mit freundlichem Nicken begrüßt, ließ er sich in einem Lehnstuhl nieder.

"Ja, du bist ein recht angenehmer Gast! Kaum bist du zur Tür hereingetreten, fällst du das arme, wehrlose Tier an!"

"Bitte sehr: ich arme wehrlose Kreatur bin kaum zur Tür hereingekommen, da werde ich von einem alten Hund, der heult, und einer dito Tante, die zankt, angefallen!"

"An deiner Stelle würde ich nicht kommen," sagte das Fräulein spitz.

"Das täte ich auch nicht, wenn nicht die unglücklichen Familienverhältnisse mich hertrieben."

"Wirklich?"

"Ja!"

"Du kommst also . . ."

"Um einen Familienrat zu halten, meine teure Tante," sagte Karl feierlich. "Es handelt sich um das Glück deines Bruderjohns."

"Dein Glück ist mir ganz gleichgültig," sagte das Fräulein erregt.

"Du sollst auch damit ganz unbehelligt bleiben, Tante; ich meine Albert!"

"Na, was ist denn mit ihm los?"

„Er will sich bloß mal verloben und gedenkt, sein Examen fürs erste nicht zu machen.“

Und Karl erzählte von der unglücklichen Liebe des Veters.

„Mein Nefse, Albert Ahnstedt, wird nie im Leben eine Ladenmamsell heiraten,“ sagte Tante erbittert. „Wo ist der unglückselige Babilon?“

Karl beschrieb die Gegend.

„Morgen werde ich hingehen und mir die Sirene ansehen.“

„Ja, tu mir den Gefallen und geh' hin, Tante!“

„Tu mir auch den Gefallen und zieh' nicht an der Tischdecke; sonst reisest du die Blumenvasen herunter!“

„Jetzt werde ich gehen, Tante. Das, glaube ich, ist der größte Dienst, den ich dir und mir erweisen kann.“

Nachdem er zum Abschied der Tante die Hand gedrückt und Bobby in den Schwanz gekniffen, ging er auf die Tür zu.

„Ich komme morgen wieder. Die Götter wissen es, nicht meine Wege; aber was tut man nicht für die Familie?“

Tante Dora blieb allein in tiefe Gedanken versunken sitzen, während sie geistesabwesend Bobys feisten Rücken strich.

Als sie so eine Stunde gefessen hatte, wurde die Türe plötzlich aufgerissen, und herein stürzte eine jugendliche Mädchen-gestalt mit einem muntern Gesicht und einer Masse schwarzer Locken, von einem einen Haufen Koffer und Taschen tragenden Dienstmann begleitet. Ohne auf Bobys verzweifelttes Heulen zu achten, eilte sie auf Fräulein Dora zu, umarmte und küßte sie auf das herzlichste.

„Du erkennst mich nicht wieder, Tante? Wirklich nicht? Ich bin ja die Tochter deiner Schwester, Volla Laedel, die jetzt ein schönes großes Mädchen geworden und direkt von Drontheim gekommen ist, um ihre Tante Dora zu besuchen.“

„Wie sollte ich dich wiedererkennen? Du warst neun Jahre alt, als ich dich zuletzt sah, und bist jetzt neunzehn. Außerdem hast du uns nie ein Bild von dir geschickt.“

„Nein, ich habe nie so lange still sitzen können! In Drontheim hängt ein Bild von mir; aber das hat zwei Nasen und Gott weiß wieviele Augen und Ohren. Das Porträt steht gewissermaßen in seiner Art einzig da, und ich genoß die Ehre, in Glas und Rahmen gesetzt und im Atelier aufgehängt zu werden, um andern als abschreckend Beispiel zu dienen.“

„Als kleines Mädchen warst du ein Wildfang.“

„Stimmt, Tante! Aber wie geht's den Jungen?“

„Was für Jungen?“

„Albert und Karl!“

„Ach, das sind recht häßliche Menschen!“

„Nein, das sind sie nicht! Wir haben ja ihre Bilder, und die sehen beide so süß aus; aber Albert ist gewiß der süßere.“

„Ja, das sind nette Burschen! Sie suchen beide, ihrer alten Tante das Leben nach Kräften zu verbittern, und Albert wird wahrscheinlich das Kunststück in den nächsten Tagen zustandebringen, daß sie mich ins Grab legen.“

„Ach, so schlimm sind sie wohl nicht!“

„Du kannst selbst urteilen,“ sagte Tante Dora und erzählte von Alberts Liebesgeschichten und Karls Hänseleien.

„Also Albert ist verliebt,“ sagte Volla; „ich hätte Lust, mir das Selterfräulein anzusehen. Sie ist natürlich süß.“

„Ich habe schon daran gedacht, mal hinzugehen und sie in Augenschein zu nehmen.“

„Wollen wir gleich gehen, Tante?“

„Wo denkst du hin? Du mußt dich doch erst ein bißchen von der Reise erholen.“

„Ich bin gar nicht müde.“

„Willst du eine Erfrischung?“

„Ich habe weder Hunger noch Durst. Dagegen brenne ich vor Neugierde, die junge Dame zu sehen.“

„Sie ist gewiß nicht so interessant.“

„Nein; aber ich möchte gern sehen, ob sie schöner ist als ich,“ jagte Volla, während sie ihre schwarzen Locken vor dem Spiegel ordnete. „Wollen wir nun gehen, Tante?“

Das Fräulein erhob sich und setzte den Hut auf.

„Die Kinder, die Kinder! Sie tyrannisieren mich vollständig. Ich glaube, ich hatte schon genug von den Jungen; aber nun habe ich auch noch ein Mädchen auf den Hals bekommen.“

„Und die ist doppelt so schlimm wie die Jungen,“ sagte Volla und sagte die Tante unter.

Und nun gingen sie hinunter, während Bobby hinterdrein trippelte, offenbar herzlich froh über den Spaziergang, der in seinem stillen Leben eine angenehme Abwechslung bildete.

III.

Die Eisjungfer stand wie gewöhnlich im Babilon und ließ die kühlenden Getränke aus den Silberhähnen strömen.

Albert erschien.

„Heute muß ich mich erklären, heut oder nie!“ murmelte er und steuerte den Kurs nach dem Babilon, um sich mit einigen Gläsern Champagnerbrause Mut und Kraft zu dem großen Schritt anzutrinken.

Die Mamsell war indessen sehr in Anspruch genommen von einem wohlgenährten Bürger, der gleichzeitig mit seinen sechs hoffnungsvollen Sproßlingen beiderlei Geschlechts den Eingang verperrte, indem Vater und Kinder eifrig damit beschäftigt waren, ihre respektiven Gläser Limonade zu leeren.

Albert blieb einige Schritte vom Babilon stehen.

„So, Kinder,“ sagte der Mann, „nun müssen wir Mama adieu sagen. Gebt ihr einen schönen Kuß!“

Alle sechs defilierten am Babilon vorüber, und jedes bekam seinen Kuß weg.

„Ich bekomme wohl auch einen,“ sagte der Vater und setzte die Lippen in Positur.

„Du bekommst zwei,“ erklärte das Selterfräulein, schlang die Arme um seinen Hals und gab ihm ein paar Küsse.

Albert stand wie versteinert und wußte nicht, ob er träumte oder wachte. Der Bürger wanderte indessen über die Straße, von der Kinderschar begleitet, die im Chorus rief:

„Adieu, Mama, adieu, Mama!“

Albert taumelte auf sie zu.

„Sind das alles Ihre Kinder?“ fragte er entsetzt.

„Das sind meine zukünftigen Stieffinder!“ sagte sie mit glücklichem Lächeln. „Der Vater ist mein Bräutigam, Schuhmachermeister Bedersen. Er ist Witwer. Wir wollen uns im nächsten Monat verheiraten.“

„Na, so was!“

„Was wünschen Sie zu trinken?“

„Nichts!“

„Wie Sie wollen!“

„Adieu!“

„Adieu!“

Und er verließ den Babilon.

„Sie, meine erste Liebe, mein Ideal, mit einem Schuster mit sechs Kindern verlobt!“ murmelte er. „O Weib, Weib!“

(Schluß folgt).

Morgen auf dem Acker.

Sei mir begrüßt, du frischer Morgen,
Der mir der Arbeit Segen bringt!
Ein Schatz ruht dir im Schoß verborgen,
Den sich so mancher nie erringt.
Das Gold der klaren Herrgottsfrühe
Schlüpf' ich mit vollen Jügen ein,
Leis' legt sich auf den Pfad der Mühē
Des Glückes wunderbarer Schein.

Die ersten Lerchen hör' ich steigen,
Dem Lied lauscht zitternd Halm und Blatt;
Fern grüßt der Wald mit seinem Schweigen,
Das stets mein Herz gefangen hat.
Ich grüße dich, du klarer Morgen,
Der mir der Scholle Frieden beut!
Der wird sich keine Krone borgen,
Der sich der Gnuß der Stillen freut.

Alfred Huggenberger.